

»Guten Morgen, Frau Lehmann.«

Wow, vier Worte am Stück. An normalen Tagen war dies das Maximum an Gesprächigkeit. »Morgen, Chef!« unterbot sie ihn für einmal.

Lisa Lehmann war physiologisch und altersmäßig Hutters Antipode. Frisch ausgebildet an der Polizeischule, groß gewachsen und etwas zu dünn geraten hatte sie intern den Spitznamen »die Bohne« bekommen. Sie war klug, fleißig und nervte sich nicht an der mundfaulen Art ihres Chefs.

»Ist was?«, fragte er.

»Nö.«

»Gut so!« Er hoffte, das möge so bleiben, und nahm den Kreuzlinger Anzeiger zur Hand, der – immerhin sauber gefaltet und im rechten Winkel – vor ihm lag.

Nur eine Erwähnung der Thurgauer Polizei an diesem Tag im aktuellen Teil: Bei einer Geschwindigkeitskontrolle auf der A 7 kurz vor Kreuzlingen wurden 15 Automobilisten gebüßt (ja, es waren tatsächlich nur Männer!), der Schnellste war mit 157 Stundenkilometern unterwegs. Wohlige Routine. Darum blätterte Hutter schnell weiter zu seiner Lieblingsrubrik am Schluss des Anzeigers: Nachrufe.

Eine 87-Jährige aus Ermatingen: friedlich eingeschlafen.

Ein 56-Jähriger aus Illighausen: Motorradunfall.

Ein 71-Jähriger aus Hefenhofen: nach langer, schwerer Krankheit.

Hutter legte die Zeitung zur Seite. So mochte er es. Keine verdächtigen Todesfälle. Er schaute zufrieden zu Lisa Lehmann, die gar nicht wusste, womit sie den Hauch eines Lächelns bei ihrem Chef verdiente.

Leider würde der Frieden nicht lange anhalten.

MEHR DEO BITTE

Wenn ich etwas richtig gut kann, dann Nichtstun. Ich bin ein Meister der Prokrastination. Und bevor Sie jetzt nachschlagen müssen: Ich schiebe gerne Aufgaben vor mir her. Eigentlich beschreibt das hässliche Fremdwort eine *Arbeitsstörung*. Aber für mich ist das keine Störung. Ich fühle mich wohl dabei.

Nachdem wir nun einige Zeit miteinander verbringen werden, erlauben Sie bestimmt, dass ich mich kurz vorstelle: Humboldt mein Name. Sie kennen meinen berühmten Namensvetter: den umtriebigen deutschen Entdecker *Alexander* von Humboldt. Das Einzige, was uns verbindet, ist der Nachname. Außer dem »Skandal« um Simonis Panettone hab ich noch selten etwas entdeckt. Mein Vorname ist Carl. Mit C, da lege ich Wert drauf.

Wie mein Senior, der sich bei der Wahl des Vornamens wenig Arbeit gemacht hat. Seinem Namen verdanke ich immerhin meine Jobs. Denn mein mittlerweile pensionierter Vater war ein ebenso geschätzter wie auch gefürchteter Dozent für deutsche Sprache an jeder Journalismus-Schule nördlich der Alpen, Verfasser diverser Standardwerke auf diesem Gebiet. Seine Stilmerkmale: immer sauber gescheitelte Silbermähne und, etwas vom wenigen, das er mir vererbt hat, stechend blaue Augen. Meine Familienverhältnisse waren – obwohl Humboldts damals in sehr wohlhabenden Verhältnissen in einem Herrschaftshaus an der Zürcher Goldküste lebten – schwierig. Meine Mutter verließ ihren tyrannischen Ehemann, als ich zehn Jahre alt war. Sie brannte mit einem von Seniors Studenten nach Deutschland durch und brach jeden Kontakt zu ihren Männern ab. So wurde ich von einer strengen Haushälterin aufgezogen: Mathilda, gesegnet mit kupferroten Haaren, die

sie stets ordentlich zu einem Dutt frisiert trug. Nie konnte ich ihr etwas recht machen, und so wuchs in mir die Erkenntnis heran, dass ich geradeso gut nichts machen konnte als etwas mutmaßlich Schlechtes, das jedenfalls nicht gefällt.

Mein Vater war oft außer Haus. Er unterrichtete an Journalistenschulen im ganzen deutschsprachigen Raum. Wir hatten zeitlebens kein besonders herzliches Verhältnis. »Du bist ein talentierter Taugenichts«, meinte der Senior zum Junior. Immerhin: Der Name Humboldt führt nach wie vor zu leichten Beben in Journalistenkreisen. So glaubt mancher Chefredaktor, sich mit dem Namen auch Qualität einzukaufen. Wie vor knapp einem Jahr auch Gustav Fromm vom Anzeiger.

»Und? Wie lief's?«, fragt Sunny, als ich das Chefbüro verlasse.

»So gut, wie's unter diesen Umständen gehen konnte«, antworte ich. »Dicke Luft jedenfalls. Und wenn du ihm nicht das Deo wechselst oder dafür sorgst, dass er überhaupt eines benutzt, befürchte ich für den Frühling mit steigenden Temperaturen noch Schlimmeres.«

Sonja Krüger, dank ihrem sonnigen Gemüt von mir und dem Rest der kümmerlichen Truppe »Sunny« gerufen, ist ein ehemaliges Foto-Modell und auch heute noch, geschätzt Mitte 30 und seit rund zwei Jahren Fromms Assistentin, eine erhabene Erscheinung: Eine Frau, die, wo immer sie auftritt, auffällt, nicht zuletzt dank ihrer Größe von knapp einem Meter 80. Wir begegnen uns beinahe auf Augenhöhe.

Sunny übergeht meine Anspielung wegen des Deos routiniert. Von ihrer Liaison zu Fromm weiß die gesamte Redaktion, obwohl sich die beiden nach Kräften bemühen, diese so diskret wie möglich zu halten. Ich frage mich, was eine Frau wie Sunny an einem Mann wie Fromm reizt. Seine Macht vielleicht? Oder das fast schon mütterliche Bemühen, einen wie Fromm noch umzuerziehen, ja ansatzweise mitgestalten zu können?

»Wenn du mir in den nächsten Tagen einen Termin bei Simoni organisierst ...«, bitte ich Sunny.

»Simonis Schummeleien?«, fragt sie zurück.

»50 Gramm, 2 Franken«, bestätige ich. Da vibrierte mein Handy ein zweites Mal im Hosensack. Später. Genug geärgert für heute. Jetzt war es Zeit fürs Feierabendbier. »Bis morgen!«

Sunny sieht mir nach. Ich spüre ihren Blick. Schöner Arsch, denkt sie bestimmt. Dabei meint sie den Körperteil und noch nicht den Charakter.

ENDLICH EINE GUTE GESCHICHTE!

Schauen Sie sich Seedorf von oben an. Sofern Sie überhaupt etwas sehen, denn der Nebel hielt sich schon jetzt, zu Beginn des Herbsts, hartnäckig am Ufer des Bodensees. Seedorf war mit knapp 1.000 Einwohnern eine der kleinsten Gemeinden in der Region. Die Häuser hatten sich wie bei einer Modell-eisenbahn ans Wasser geschmiegt und wirkten bei solchem Wetter besonders verschlafen. Das Inventar war mittlerweile recht übersichtlich: zentral gelegen ein Bahnhof mit Zugshalt jede Stunde, einmal seeauf-, einmal seeabwärts. Immerhin im Takt. Die Umfahrungsstraße, vor drei Jahren mit Pomp eröffnet, sorgte zwar für weniger Abgase, sog aber gleichzeitig noch das letzte Leben aus dem Dorf. Strukturwandel nannte sich

das wohl in Ökonomen-Deutsch. Wer konnte, floh Richtung Stadt. Handwerksbetriebe verschwanden, eine Drogerie und die Metzgerei ebenso. Die Spezialitäten-Bäckerei Simoni hielt sich tapfer, dazu das Hotel Seehof mit dem Mehrzwecksaal für Gemeindeversammlungen und das Weihnachtsessen des FC Seedorf, der auf einem holprigen Fußballfeld eine kleine Junioren- und eine jedes Jahr weiter dezimierte Senioren-Abteilung beschäftigt hielt. Außerdem gab es ein kleines Schulhaus mit noch vier Klassen. Die Menschen bewohnten winzige Einfamilienhäuschen aus den 50er- oder 60er-Jahren oder eines der schmucklosen Mehrfamilienhäuser, die in den 90er-Jahren zwischen Bahnhof und Umfahrungsstraße entstanden waren. Im Dorfkern gegenüber der Kirche hielten sich tapfer einige für den Thurgau typische Riegelhäuser.

Die Lokalredaktion des Anzeigers hatte sich günstig in den verwaisten Büroräumlichkeiten einer ehemaligen Großschreinerie eingemietet. Von dort aus versorgte sie die Zentrale in Kreuzlingen mit Stoff vom westlichen Schweizer Bodenseeufer. Gerüchte über eine Schließung der lokalen Außenstelle machten immer wieder die Runde, was der Laune der dort Beschäftigten nicht außerordentlich förderlich war.

Während Humboldt durch das verlassene Dorf zu seinem verfrühten Feierabendbier schlenderte, nahm er sich vor, mal wieder nachzufragen, was an den Gerüchten dran sei, dass auch der letzte Lebensmittelladen, eine Migros mit dem Nötigsten für den täglichen Bedarf, das Dorf verlasse. Gute Konsumgeschichten waren rar.

Humboldt betrat das Lokal, und da stand sie: Haare und Augen wie dunkles Öl, eine Haut so ebenmäßig wie frisch geschliffener Kristall, meist von einem Duft nach feinstem Patchouli umgeben, dazu ein Gang wie ein Engel auf der Wolke: Shaila war eine Schönheit, mehr noch: die ästhetische Perfektion in der Gestalt einer Frau. Und damit der Haupt-